

Geschichte aus der Perspektive eines Opfers des absolutistischen Machtapparats zu revidieren. Dabei ist er auffallend partiell für Juel. Das überrascht insofern, als der absolutistische Machtapparat, an dem Juel zugrunde ging, genau das System war, das einen Amtmann wie Juel überhaupt möglich machte. Ein gelungenes Projekt hätte vermutlich zu einer Standeserhöhung und erheblichen Reichtümern geführt.

Heiko Droste (Stockholm)

Gläubige Imperialisten

Richard Hölzl, Gläubige Imperialisten. Katholische Mission in Deutschland und Ostafrika (1830-1960), Frankfurt/New York (Campus) 2021, 654 S., 56 €

In der umfangreichen historisch-kulturwissenschaftlichen Untersuchung des Historikers Richard Hölzl geht es am Beispiel der Missionsbenediktiner aus St. Ottilien um katholische Mission im Gebiet des heutigen Tansania. Im Sinne eines verflechtungsgeschichtlichen Ansatzes werden Kolonie und Metropole als ein gemeinsamer Untersuchungsraum begriffen.

Der Text ist in sieben große Kapitel unterteilt. An einen Überblick über die katholische Mission in der Metropole, der sich auf den Zeitraum zwischen 1880 und 1914 konzentriert, schließt sich ein Abschnitt an, der für die Jahre zwischen 1914 und 1945 Fragen nach Entnationalisierung, Dezentralisierung und Weltkirche stellt. Darauf wechselt der Blick in den Süden Tansanias und greift das Konzept der Kontaktzone auf. Auf Überlegungen zu pastoralem Wissen folgt eine Auseinandersetzung mit Bildung und Konversion im Kontext des Kolonialismus, wie er nach 1920 und vor der

tansanischen Unabhängigkeit 1961 relevant wurde. Weiter stehen Versuche der Afrikanisierung der Kolonialmission im Zentrum, bevor abschließend Organisation, Medialität und Emotionen in Bezug auf missionarische Kommunikation beleuchtet werden.

Entstanden ist die Arbeit über einen längeren Forschungszeitraum, in dem sich kulturwissenschaftlich geprägte Forschungsparadigmen und -fokussierungen stark gewandelt haben. Als Konsequenz dieser Dynamik erfordert deshalb die Lektüre, sich mehrfach auf neue Perspektivierungen einzulassen. Diese methodisch-konzeptuelle Fluidität trägt unter anderem dazu bei, dass unterschiedliche Paradigmen zur Anwendung kommen, die letztlich in die Historiographie eingeschriebene Asymmetrien auf der Ebene der historischen Prozesse weiter betonen, tendenziell sogar überbetonen: Es bleibt der Eindruck, es werde in der kolonialen Metropole Geschichte produziert, die in die Kolonien hineingetragen werde und die dort zum Teil spezifische Ausprägungen erfahre. Die in tansanischen Archiven gesichteten Materialien werden nicht herangezogen, um einschlägige Sichtweisen zu hinterfragen und einen kritischen Blick auf etablierte Geschichtsschreibung zu etablieren. Der Blick wird lediglich erweitert.

Ein Grundanliegen der Darstellung besteht darin, zu zeigen, dass Missionare, Kirchenvertreter und Reisende Informationen eruieren, Situationen beschreiben, irren und oberflächlich kategorisieren. Dennoch verbleibt in der Darstellung die Akteurschaft grundsätzlich bei ihnen, während denjenigen, die dieses Agieren beobachten oder in es eingebunden sind, kaum veränderungsrelevante Handlungsmacht zugestanden wird. Die Reichweite irreführender Kategorisierungen wird bedauerlicherweise nicht explizit problematisiert.

Nicht alles Irren und Verzerren gelangte in den wissenschaftlichen oder breit rezipierten öffentlichen Diskurs. Viele Befunde verblieben lediglich im Archiv. Daneben steht die Geschichte der Ngoni, die einst aus dem südlichen Afrika in die Untersuchungsregion migrierten und teils bis heute mit dem Image versehen sind, besonders kriegerisch zu sein, im Endeffekt unverbunden. Zwar gelten Ngoni-Akteure als Mittler, aber wie deren »Mittlung« historiographische Narrative zu beeinflussen mag, verfolgt Hölzl weniger. Im Folgenden möchte ich die Ausführungen zur Kontaktzone, den Bereich von Wissen und Schule sowie das Themenfeld der Kommunikation näher betrachten, die strukturell für die Untersuchung sind.

Die Kontaktzone: Hölzl stellt bezüglich der Entnationalisierung der Katholischen Kirche nach dem Ersten Weltkrieg dar, dass dem Vatikan an einer Indigenisierung der Kirche gelegen war. Vermehrt sollten auch indigene Priester ausgebildet und eingesetzt werden. Schon auf der Ebene der Umsetzung solcher Maßgaben im Rahmen national verankerter Kirchenstrukturen sowie auch in der Mission vor Ort verlor sich diese Anregung jedoch. In den Betätigungsfeldern im südlichen Tansania blieb es für afrikanische Akteure schwer bis unmöglich, formell ins Priesteramt zu gelangen. Hölzl erkennt darin die ausgeprägte Nähe katholischer Akteure zum kolonialpolitischen Engagement der deutschen Metropole. Über Ambiguitäten und Entscheidungsprozesse, die einer Kontaktsituation zwischen Vatikan einerseits und kirchlichen Institutionen, auch den Missions- und Unterstützungsvereinen andererseits, geschuldet waren, erfährt man bedauerlicherweise wenig. Stattdessen verlegt Hölzl die »Kontaktzone« ins südliche Tansania, ohne zu begründen, warum Kulturaustausch

ausschließlich auf afrikanischem und kolonisiertem Territorium stattgefunden haben soll. Letztlich wird durch diese konzeptuelle Setzung eine Trennlinie zwischen »Kolonie« und »Metropole« eingezogen, die einer tatsächlich verflechtungsgeschichtlichen Konzeption des gemeinsam gedachten Raumes entgegensteht.

Auf konzeptioneller Ebene führt Hölzl damit eine Differenzierung weiter, die er in der Einleitung bereits in Bezug auf die Historiographie eingeführt hat. Während er seine eigene Arbeit nämlich als verflechtungsgeschichtlich, kulturwissenschaftlich und postkolonial verortet, gelten ihm sozial-, kultur- und religionsgeschichtliche Arbeiten, die sich empirisch auf Afrika beziehen, als so genannte »Ethnohistorien«. Dass so benannte »Ethnohistoriker« einer solchen Klassifizierung zustimmen würden, kann bezweifelt werden.

Wissen und Schule: In seinen Überlegungen zum Wissen begreift der Autor das zumeist auf Seelsorgekonferenzen produzierte pastorale Wissen als eine missionarische Variante kolonialer Gouvernamentalität. Insbesondere wurden nicht-europäische Sprachen erforscht, aber auch Wissen über Religionen sowie Ehe, Familie, Sexualität und Erziehung zusammengetragen. Solches Wissen zirkulierte öffentlich und im akademischen Diskurs, oft in Formaten wie Wörterbuch, Grammatik oder eben als publizierte Beiträge in einschlägigen Missionszeitschriften. Dort wurde das, was in der Praxis als verflochten und vermischt zu beobachten war, in eine als rein und unverfälscht geltende Kategorien überführt. Niemand sprach, wie Missionare Sprachen beschrieben. Die Schaffung einer angeblich reinen Kunstsprache hatte zudem die Schaffung kirchlicher Texte zum Ziel, die feierlich klingen und sich von einer als

unsauber erachteten Alltagssprache absetzen würden. Befunde zur körperlichen und sexuellen Aufklärung, oft in Initiationsschulen vermittelt, wurden zwar obsessiv zusammengetragen, meist aber lediglich im Archiv abgelegt. Die akribische Befassung mit solchem Wissen wirkt gerade in der rezenten Debatte um Missbrauch in der katholischen Kirche geradezu verstörend. Hier zeigt sich, dass eine detailreiche Rekonstruktion historischer Aktivitäten, wie sie Hölzl vornimmt, Möglichkeiten eröffnet, auch aus anderen Perspektiven als den von den Missionaren oder den von Hölzl primär verfolgten auf das Gewesene zu blicken. Hier lohnt sich die Arbeit des Historikers.

Zurück zur Kolonialsituation: Während es den Missionaren misslang, die Kolonialverwaltung zu einem Verbot bestimmter Praktiken der Wissensvermittlung zu bewegen, erwiesen sie sich jedoch als erfolgreich in Bezug auf die »Verwissenschaftlichung eines »missionarischen Unbehagens« gegenüber den Neuchristen«. Hölzl identifiziert in diesem Prozess eine tiefgründige Ambivalenz, prinzipielle moralische Grundsätze kategorisch einzuhegen, sie aber gleichzeitig auch zu entgrenzen. Seiner Argumentation zufolge finden sich hier erste Schritte hin zu einer interkulturellen Theologie. Bedauerlicherweise fördert Hölzl zur Sichtbarmachung dieses Prozesses allein Stimmen aus der offiziellen Mission und der Theologie zutage. Ob sich die Akteure, die in der hier besprochenen Untersuchung über die »gläubigen Imperialisten« kaum zu Wort kommen, tatsächlich nie geäußert haben? Die von Hölzl gewählte Form der Darstellung jedenfalls betont das Ungleichgewicht der religiösen Akteure ebenso wie die Ungleichgewichtigkeit der historischen Überlieferung und begibt sich nicht auf die Suche solcher Stimmen und Ausfüh-

rungen, die im Prozess der Eroberung marginalisiert wurden.

Auch auf Veränderungen im Schulwesen geht die Untersuchung ein: Vermehrt fanden afrikanische Lehrer eine Anstellung. Nach dem Zweiten Weltkrieg stand neben den in der Schule vermittelten Grundtechniken des Lesens, Schreibens und Rechnens explizit auch eine Charakterbildung im Zentrum. Sie wurde über religiöse Erziehung, aber auch im Rahmen der Vermittlung handwerklicher und landwirtschaftlicher Kenntnisse angestrebt. Für Mädchen und Frauen standen Kinderpflege, die Zubereitung von Nahrung, Hygiene und die Gestaltung des Wohnraumes auf dem schulischen Programm. Statt auf der konzeptuellen Ebene jedoch weiter mit dem Paradigma der Wissensproduktion zu operieren, schwenkt Hölzl auf das Konzept der Übersetzung, um die Positionierung afrikanischer Lehrer und ihrer Netzwerke zu kontextualisieren. Wieder wird ein analytisch getrennt zu denkender Raum eröffnet, um das Handeln »lokaler« Akteure zu verorten. Missionen, so Hölzl, interagierten mit Kolonialmächten. Sie errichteten Schulen. Afrikanische Lehrer hingegen erhielten staatliche Zertifikate und blieben zumindest teilweise missionarisch sozialisiert. Erst im Moment der Unabhängigkeit wandelten sie sich relativ schnell zu einer neuen, berufsspezifisch definierten Elite, die mit entsprechendem politischem Impetus agierte. Ein solches Narrativ hält allerdings die Geschichtsfähigkeit afrikanischer Akteure und Gesellschaften weiter auf Abstand.

Kommunikation: Im Rückgriff auf kulturwissenschaftliche Emotionsforschung geht es in einem weiteren Teil um den Aufbau von Vertrauen zwischen Mission und Unterstützer:innen durch entsprechende Kommunikation. Hier bieten unter anderem Praktiken

der Rechnungslegung sowie der Legitimierung der Spendenverwendung die Grundlage für die Bewertung. Auf Kommunikationspraktiken und Reichweiten bestimmter kommunikativer Grundsätze in den Missionsgebieten wird nicht weiter rekurriert. Die grundsätzliche These dieses Teils lautet, dass in der Kommunikation vom Aspekt der Vertrauensbildung auf die Herbeiführung von Empathie und Mitleid umgeschwenkt wurde. Dieser Teil ist aufschlussreich und gelungen, nutzt Quellenmaterial innovativ und impulsgebend für die Historiographie.

In einer verflechtungsorientierten Historiographie insbesondere Asymmetrien zu thematisieren, bleibt verdienstvoll. Es erweist sich jedoch als problematisch, sie durch eine weitgehende Ausblendung der Akteurschaft der Missionierten selbst herbeizuführen, beziehungsweise dadurch, dass ihre Handlungsmacht auf Aneignungsleistungen reduziert wird. Dies erweckt den Eindruck, dass Menschen auf dem afrikanischen Kontinent und im spezifischen Untersuchungsraum Verflechtungsgeschichte eben doch stärker erlitten, darauf reagierten, aber sie nur selten gestalteten und bestimmten. Gleichzeitig basiert der Text auf einer beachtlichen Kenntnis breit rezipierter Forschungsfelder. Zu diesen verschiedenen, in der Debatte nicht intensiv miteinander kommunizierenden Wissensbereichen einen integrierenden Beitrag zu leisten, bleibt ein wichtiger Impuls.

Kirsten Rütther (Wien)

Die Kommunen vor der Kommune 1870/71

Detlef Hartmann/Christopher Wimmer, Die Kommunen vor der Kommune 1870/71: Lyon - Le Creusot - Marseille - Paris, Berlin/Hamburg (Assoziation A) 2021, 143 S., 14 €

Lyon, Limoges, Le Creusot, Marseille, Toulouse, Narbonne – im Gegensatz zu ihrem Pariser Pendant sind die zahlreichen Kommunen und Kommunebewegungen in der französischen Provinz der Jahre 1870/71 heute weitgehend vergessen. In schlaglichtartigen Schilderungen unternehmen Detlef Hartmann und Christopher Wimmer daher den Versuch, diese »Kommunen vor der Kommune« wieder stärker ins öffentliche Bewusstsein zu bringen.

Auf insgesamt knapp 140 Seiten beleuchten die beiden Autoren die vielschichtigen Einflussfaktoren, die in den Jahren 1870/71 eine revolutionäre Kommunebewegung vor allem im Süden Frankreichs und selbst im kolonisierten Algerien hervorbrachten. Neben dem Krieg betonten Wimmer und Hartmann die tief verwurzelten Autonomiebestrebungen in den betroffenen Provinzen sowie die kapitalistische Industrialisierung und damit einhergehende Proletarisierung der Stadt- wie auch der Landbevölkerung, wobei sie insbesondere auf die lange Vorgeschichte ländlicher »Subsistenzrevolten« im Frankreich des 19. Jahrhunderts aufmerksam machen.

Das Werk bietet somit einen Überblick über die Breite der französischen Kommunebewegung und das komplexe Beziehungsgeflecht der an ihnen beteiligten Akteure. Erklärtes Ziel dieser Akzentverschiebung von Paris auf die Provinzen ist nicht nur ein umfassenderes Bild dieser Bewegung, sondern auch ihre erinnerungskulturelle Befreiung